

Christine Bendik absolvierte eine Ausbildung als Fachverkäuferin. Sie holte ihr Abitur nach, schnupperte in verschiedene Berufe hinein, kam aber immer wieder auf das Schreiben zurück. Begonnen hat sie mit Hefromanen, mittlerweile schreibt sie Thriller und Kriminalromane. Die Region um Frankfurt und den Taunus herum kennt sie von Kindesbeinen an.

CHRISTINE BENDIK

# Belzebub

TAUNUS KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: © mauritius images/imageBROKER/Georg Stelzner  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2014  
ISBN 978-3-95451-391-8  
Taunus Krimi  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## **Prolog**

### *Belzebub*

Das Kind in ihrem Arm, trat Melda vor den mit Blütenranken geschmückten Altar. Am Boden flackerten Kerzen, in der Form eines Pentagramms. Nur das Beste für Luzifer, dachte sie stolz, und ihre kleine Maria gehörte nun ihm.

»Das Lamm des Teufels«, skandierten die Jünger. Mit ehrfürchtigen Gesichtern verbeugten sie sich vor dem Säugling wie bei gewöhnlichen Messen vor der mit Tinte von Tintenfischen gebackenen Hostie.

»Amen. Satanas in Ewigkeit.«

Der Fluchtreflex ereilte Melda – nur einen Herzschlag lang. So klar war ihr Verstand selten. Tat sie das Richtige? Das hier wirkte verdammt ernst auf sie.

*Nimm dein Kind und lauf.*

Luzifer entzündete das trockene Johanniskraut in der Opferschale. Er legte den Rosenkranz verkehrt herum an, mit dem silbernen Kreuz im Nacken.

»*Ad eum qui laetificat meum. Ad eum qui regit tenebrarum.*« Vor ihn, der mir Freude bringt. Zu ihm, der die Erde regiert.

Das Feuer glomm hell auf. Ein vager, fremder Geruch mischte sich in den des Krautes, hornartig, schwoll an und verging, wie ein Aufbäumen. Es blieb die holzige Note.

Ein Bett aus schwarzen Rosen empfing das Kind. Zu spät für Maria. Eine Sekunde zu lang gezögert.

*Lob und Ruhm sei dir, Satan.*

Die Apostel knieten nieder, die Kapuzen fielen. Rote Haarschöpfe kamen zum Vorschein.

*Amen. In aeternam.*

*Natalja*

Jemand nieste, warmer Sprühregen traf meine Wange. Zwischen Traum und Erwachen blinzelte ich gegen die Sonnenstrahlen auf dem Sitz meines Vordermannes an. Ich sah mich noch auf meiner gelben Luftmatratze am Strand von Kreta liegen. Ich schmeckte Meer und Sonne und Salz mit jedem Atemzug, hatte dreckige Füße, Sandkörner zwischen den Zähnen und fühlte mich, zum letzten Mal an jenem Tag, sorgenfrei.

Dann tastete ich nach meiner Schwester Dana. Ihr Platz neben mir war leer. Schwamm sie ein paar Züge, an der Seite des schwarz-äugigen Don Juans, den sie in der Disco kennengelernt hatte?

Das Sonnengold auf dem Sitz wurde zu ihrem weichen Haar, flocht seine Strahlen zu einem Zopf, und ich griff verlangend hinein in die knisternde Weichheit.

*Dana, komm zurück zu mir!*

Es war mein sehnlichster Wunsch seit dem schrecklichen Tag. Ich sah ihr Gesicht, ihren Mund, konzentrierte mich auf ihre Worte. Ich wusste, sie würden nach Ehrlichkeit schmecken und die dunkle Seite im Buch meiner Lebensfragen endlich erhellen. Doch die Augen fielen mir noch einmal zu.

Es nieste erneut. Abrupt erwachte ich, als der Blechvogel die Wolkendecke durchstieß und polternd sein Fahrgestell entfaltete.

Ich sortierte meine Gedanken: Urlaub, Kreta, Flugzeug. Neben mir fand ich nicht Dana, sondern eine Person Marke Sky Dumont. Die Augen waren braun, mit einem Schuss goldenen Gelbs wie Safran. Ich hatte das Gefühl, den Mann schon mal irgendwo gesehen zu haben, nur wo?

Ein Blick in die Fensterreihe gegenüber zeigte vertraute Gesichter: das Ehepaar Lehmann von Travel-Vital, den begnadeten jungen Tänzer aus dem Rolli-Tanzverein und das schwarzhaarige Mädchen, das bei den Paralympischen Winterspielen eine Medaille abgesehen hatte.

»Salut«, stammelte ich, die ich, seit ich meinen Ehemann Carlos kannte, hin und wieder ins Spanische für den Hausgebrauch

verfiel. Der Typ an meiner Seite schnarrte ein halbherziges »tschuldigung«. Ich musterte ihn aus den Augenwinkeln, feiner Anzug, goldenes Halskettchen.

Naserümpfend erklärte ich: »Kein Problem, Herr ...«

Er murmelte einen ausländischen Namen, dessen Klang im nächsten Niesanfall unterging. Der Sprühregen traf mich zwischen den Augenbrauen, und mein Sitznachbar fummelte mir gleich darauf unbeholfen mit einem Taschentuch im Gesicht herum. Spontan dachte ich an den verkalkten Handbrausekopf in meiner Dusche, stellte fest, wie schlecht er vergleichsweise funktionierte, und schwor mir, beim nächsten Mal erster Klasse zu fliegen, wo die Sitzplätze bazillenfeindlichere Abstände hatten. Beim Stichwort Bazillen dachte ich außerdem an meinen hypochondrisch veranlagten Freund Marc.

Draußen regnete es auch, Bindfäden, toller Frühling. Ich griff nach der Tageszeitung in dem Netz am Vordersitz.

»Frankfurt. Wasserleiche von Spaziergängern in Höhe Untermainkai entdeckt.« Großer Gott. Hoffentlich nicht ... Kundenschaft konnte ich immer brauchen, doch in Ausnahmefällen gönnte ich der Konkurrenz einen Auftrag. Eine Wasserleiche, das hieß: schwammiges Gesicht, aufgequollene Fingerbeeren, ekelhaft so etwas und immer noch gewöhnungsbedürftig. Meine Mitarbeiter hatten sich nicht gemeldet, also ging ich davon aus, dass die Leiche anderswo lagerte und nicht in meinem Institut.

Aus dem Lautsprecher drang die Stimme des Flugkapitäns: »Meine Damen und Herren, Flughafen Frankfurt. Condor bedankt sich für die angenehme Gesellschaft.«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als zunächst auf meinem Platz zu verharren, Spiele der Geduld, die ich zwangsläufig täglich spielte. Ein bunter Menschenwurm drängte zur Gangway, internationale Geschäftsleute, Engländer, Deutsche, Urlauber in Hawaiihemden und kurzen Hosen, ein viel zu junger Mann für den dunklen Nadelstreifenanzug und die teure Seidenkrawatte.

Eine Frau mit rotem Haar, die mir nur ihre Rückansicht präsentierte. Dennoch traf mich fast der Schlag: Die lockige Pracht war schulterlang, ein Wirbel am Hinterkopf, eine einzelne schwarze Strähne, links. Es könnte wahrhaftig *sie* sein!

Wenn ich das Haar dieser Frau betrachtete, konnte ich seinen Duft fast riechen. Wie hatte Paps, Gott hab ihn selig, Dana und mich stets genannt? Rotfuchs und: Goldköpfchen, das war ich. Die Jüngste, Claudia, tendierte zu straßenkötterblond.

Dumont und der junge Flugbegleiter hoben mich aus dem Sitz, noch ehe meine Betreuer sich kümmern konnten, und brachten mich draußen zu meinem Rollstuhl. Bei dieser Aktion betrachtete ich, mit einem Gemisch aus Bewunderung und Verachtung, den in Gold gefassten Opal in Beerengröße an Dumonts Ringfinger. Solche Schmuckstücke an Männerhänden konnte ich auf den Tod nicht leiden. Das erinnerte mich an ... Eine Szene aus dem Frankfurter Rotlichtmilieu stand plötzlich vor meinem inneren Auge.

»Kann ich sonst noch was für Sie tun?«, erkundigte sich der unfreiwillig von mir zum Zuhälter Abgestempelte, indessen er sein feines Sakko glatt strich. Ich dachte nur an Flucht vor weiteren möglichen Niesattacken, nickte dem Ringtypen flüchtig zu und umklammerte die Rollstuhlreifen. Über glitzerndes Linoleum rollte ich in die klimatisierte Flughafenhalle und sah nur noch kurz zurück. Ein letztes Mal traf mein Blick auf den Nieser, als der die Richtung Gepäckausgabe einschlug. Plötzlich wirkte der Mann wie getrieben auf mich, sah sich andauernd um, so als verfolge ihn jemand. Ich stellte grimmig fest, dass meine oft ausschweifende Phantasie durch die Ruhe im Urlaub nicht gedämpft, sondern eher noch angeregt worden war.

Carlos hatte angeboten, mich abzuholen. Ich hatte dankend abgelehnt, weil er sich just die letzte Schulstunde hätte freinehmen müssen und die Fahrt mit dem Sammelbus, der mich bequem nach Oberursel brachte, sowieso im Reisepreis inbegriffen war.

Vor der Heimreise wollte ich heimlich ein Zigarettchen rauchen. Mein Gatte und ich hatten das Rauchen vor drei Wochen aufgegeben. Fünf Minuten Zigarettenlänge blieben, *sie* wiederzufinden unter all den Menschen und einen Blick auf ihr Gesicht zu erhaschen. Doch sie war wie vom Erdboden verschluckt. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass mir gewiss mal wieder eine Enttäuschung erspart geblieben war.

Den Hausflur mit der strapazierfähigen Laufstraße fand ich dunkel vor. Vom Haupteingang her nutzten ihn nicht nur meine Mitarbeiter Pit Halmich und Mona Ebbsen, sondern auch die werte Kundschaft, um in die Geschäftsräume des flachen, unterkellerten Anbaus linker Hand zu gelangen – zumindest die Lebendigen taten das. Die Anlieferung der Toten erfolgte über die Rampe im Hinterhof.

Aus dem Vogelzimmer im Obergeschoss drang das erregte Kreischen meiner Blaustirnamazone Papageno, kurz Geno genannt. Das Kerlchen erkannte mein Erscheinen bereits an den Fahrgeräuschen meiner Rollstuhlreifen auf dem Parkett. Pit und Mona hatten bestimmt schon das Wochenende eingeläutet. Wie stets hing ein süßlicher Geruch in den Winkeln und Ecken, dem man erfahrungsgemäß nur mit der Sprühflasche »Odor ex Lavendel« beikam. Die Fahrt mit dem Treppenlift in den ersten Stock dauerte eine gefühlte Ewigkeit. Ein zweiter Rollstuhl, für dessen Besitz ich einen harten Kampf mit der Krankenkasse ausgefochten hatte, erwartete mich direkt neben der Treppe. Mit der Leichtigkeit meiner mehrjährigen Übung glitt ich in seinen ledernen Sitz. Seit dem Brand meines Elternhauses in Burgholzhausen und meinem dabei erlittenen bösen Sturz versagten mir meine Beine den Dienst.

Carlos hatte bereits Feierabend und empfing mich im Wohnzimmer, mit überkreuzten Beinen am Vertiko lehnend, das Telefon am Ohr. Ich maß seine hohe, schlanke Gestalt, den kastanienfarbenen Schopf, die lebhaften Augen in der Farbe von Zartbitterschokolade, die den Blick von der leicht groben Nase ablenkten. Knapp sieben Jahre kannten wir uns, davon waren wir zwei verheiratet – und ich war verliebt wie am ersten Tag. Ich hatte mächtig Sehnsucht, in seine starken Arme zu sinken.

»Nicht hier. Nicht jetzt«, flüsterte mein Gatte bei meinem Anblick in den Hörer. »Ich rufe zurück.«

»Geheimnisse?«, fragte ich lächelnd, als ich näher fuhr. So cool, wie ich mich gab, war ich innerlich nicht. Zeitweilig zeigte Carlos diesen entrückten Blick, und wenn er mich in einer solchen Phase mit besonderer Zärtlichkeit verwöhnte,

machte ich mir so meine Gedanken. Gerade traf mich dieser Blick, aber ich konnte mich irren.

»Frau Gesswein«, erklärte er mit einem Nicken auf den Apparat. Gesswein war eine Kundin, deren Ehemann wir vor zwei Wochen beerdigt hatten. Sie habe die Rechnung verschlampt und bitte um eine neue. Ich solle mir keinen Kopf machen, er kümmere sich schon darum. Dann breitete er die Arme aus. »Schön, dass du da bist, *querida*.«

Ich sagte: »Gesswein also. Da läuft doch nichts zwischen euch beiden?« Die Gesswein war über achtzig.

»Komm mal her.« Carlos beugte sich zu mir herab und bedeckte mein Gesicht mit Küssen. Ich roch sein Rasierwasser, herb und vertraut, doch etwas war anders. Sein Lächeln täuschte mich nicht über den fremden Ausdruck in seinen Augen hinweg. Hatte er wirklich mit meiner Kundin telefoniert? Ich hielt mich mit der Frage zurück, fürs Geschäftliche blieb später noch Gelegenheit.

»Wie war die Reise?«, erkundigte er sich. Seine Hand strich fest und in gleichmäßigen Zügen über meinen Rücken und ich genoss den Druck.

»Ich bin müde. Gibt's Kaffee?«

Er half mir auf das Sofa mit den blauen Häkelkissen, wickelte meine Beine in ein dünnes Baumwollplaid und ging in die Küche, um Kaffee zu kochen.

Auf dem Glastisch lag die FAZ. Die fette Schlagzeile warf eine Frage auf: »Ritueller Tötung?«

Darunter ein Foto vom Mainufer, vom Fundort der Leiche. Ein katholischer Pfarrer aus Griesheim. Den Artikel, verfasst von meinem besten Freund Marc, wollte ich mir nach dem Kaffee vornehmen.

Ich löste ein Stückchen Zucker in der dampfenden Tasse. Carlos und ich aßen schweigend Kreppel, die unsere Perle Georgina mir zuliebe auch außerhalb der Saison buk. Die Buntbarsche glotzten mit gespitzten Mäulern vom Aquarium in der Anbauwand zu uns herüber. Ich beneidete sie. Ihr Lebensinhalt bestand aus drei Komponenten: fressen, fressen und – der zweit-schönsten Sache der Welt. Nicht dass ich Hunger gehabt hätte.

Doch Carlos' Begrüßung nach einer Woche Getrenntseins war merkwürdig frostig ausgefallen.

Vom Flur her hörte ich Geno rufen.

»Schön, dass sich wenigstens der Vogel freut«, murmelte ich.

»Es tut mir leid«, lenkte Carlos ein. »Ich bin ein Idiot. Der Stress, weißt du.«

Oh ja, ich wusste! Ich wollte doch wissen, was mein Mann so trieb, und hielt mich stets auf dem Laufenden. Stress, den hatte er immer, oft hausgemacht. Über meinen Beruf redeten wir so gut wie nie, Carlos konnte Leichengespräche nicht ertragen, und ich schätzte mich glücklich, dass er, wenn schon keinen der Paketdienstboten oder Lieferanten, so doch wenigstens meine zwei Angestellten persönlich kannte.

»Idiot.« Ich nickte. »Dem ist nichts hinzuzufügen. Carlos, sprich einfach mit mir. Ich bin deine Frau. Gab es Ärger in der Schule?«

Er winkte ab, rückte näher, seine Zunge begann, den Puderzucker von meiner Oberlippe zu lecken. Meine Hand fuhr unter sein Hemd, langsam, während ich hörte, wie sich einen Stock tiefer ein Schlüssel in der Haustür drehte. Ich vernahm die Stimmen meiner Mitarbeiter und das Rasseln der fahrbaren Trage auf den Fliesen. Kundschaft?

Sanft schmiegte ich mein Gesicht in Carlos' Achselhöhlen, ließ mich mit dem Strom meiner Gefühle treiben. Er knöpfte mir die Bluse auf und drückte mich mit sanfter Gewalt in die Horizontale. Seine Hände fuhren tiefer, um meine tauben Beine zu spreizen.

Beim ersten Stoß stöhnte er auf.

»*Pequeña!*« Kleine.

»*Querido!*« Lieber.

»*Te quiero.*« Ich liebe dich. Er lächelte abwesend, griff in mein Haar, fügte an: »*Roja.*«

Dann kippte er zur Seite.

Ich war schlagartig entzaubert. Das Kosewort war mir neu, meinte er mich – oder wer zum Teufel war »*Roja*«? Es bedeutete so etwas wie »*Rote*«.

Melda

Wie hatte es nur so weit kommen können? *Tu's jetzt*, befahl eine innere Stimme. Menschen verschoben lästige Dinge gern auf den rechten Moment, der dann doch nie eintraf. Der rechte Moment war hier und jetzt. *Räum endlich auf.*

Melda ließ den Blick über das Chaos gleiten, und sie empfand wieder diese lähmende Hilflosigkeit. War es Mamas Stimme? Melda sah die Bilder, wie sie durch das elterliche Wohnzimmer wirbelte, mit dem Staublappen in den Kinderhänden, wie sie das Essen richtete, die Terrakotta-Fliesen schrubbte und die Kloschüssel bürstete und es doch nie recht machte.

Einen kleinen Kratzer und ein kaltes Gefühl auf Meldas Haut hinterlassend, sprang die Katze aus ihrem Arm. Melda folgte ihr mit den Blicken hinüber zur Fensterbank. Selbst auf dem Sims türmten sich leere Dosen und Teller mit alter Bratensoße, deren sich die Katzenszunge annahm. Sie mussten dort seit Wochen dümpeln. Zum Spülbecken war ja auch kein Durchkommen.

Hinter ihr kicherte Jorgas auf.

»Wie du guckst.«

»Wie gucke ich denn?«

»Na, so«, meinte er und zog Grimassen.

»Bengel«, tadelte sie. Sie mochte das Bürschchen, doch von Zeit zu Zeit bedurfte es eines erzieherischen Dämpfers, damit er ihr nicht auf der Nase herumtanzte.

Noch bevor ihr die passende Reaktion einfiel, schnurrte das Handy. Eine SMS, von Luzifer. *Lass uns reden. Gewohnte Zeit, neunzehn Uhr?*

Seufzend versenkte sie das Handy in der Hosentasche. Über Luzifer wollte sie jetzt nicht nachdenken. Zuerst die Brücke finden. *The bridge. The bridge over troubled water.* Sie nannte den schmalen Durchgang zu Bad, Küche und dem zum Kinderzimmer umfunktionierten Büro die Brücke, die sich durch Schluchten aus Unrat wand.

Ein wenig schämte sie sich vor dem Jungen. Sie sollte ein Vorbild sein. Stattdessen bot sie ihm Dreck und Flöhe seit dem Tag, als ihre kleine Maria für immer aus ihrem Leben verschwunden und Jorgas ihr fast zeitgleich zugelaufen war wie eine mutterlose Katze. Knapp ein Jahr war seither vergangen. Ein Jahr, das Jorgas und Melda zur untrennbaren Einheit verschweißte, ein Jahr, das Melda den Jungen lieben gelehrt hatte wie ihr eigenes Fleisch und Blut. Auch wenn er sich manchmal bockig zeigte: Er liebte Melda von Herzen, war ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihr engster Vertrauter. Am liebsten saß er im Schneidersitz, dort auf dem Bierkasten zwischen Klamottenstapeln, und gerade bohrte er höchst ausführlich in seiner Nase. Dabei wackelte die Nickelbrille auf seinem Nasenbein, die Melda für einen Euro plus Versand bei Ebay ersteigert hatte, weil das Geld für den Optiker hinten und vorn nicht reichte.

»Jorgas hat Hunger«, verkündete der Racker. Eingehend betrachtete er das Produkt seiner Fingerübungen, bevor er es in den Mund steckte.

Melda seufzte.

»Scheint mir auch so.«

»Gibt's Schoki?«

»Wart's ab.« Sie strebte auf die Brücke zu. Schokolade war eine gute Idee, das Zeug hob sofort die Laune. Mit etwas Glück fand sich im Kühlschrank noch eine Tafel Trauben-Nuss vom letzten Einkauf in der Tanke.

Linker Hand wucherten Zeitschriften, Kissen, ein String-Tanga, auf der anderen Seite der Brücke verschüttetes Katzenfutter, Katzenkot, Lebendiges: Kugelkäfer, die sich im Futter tummelten, eine surrende Schmeißfliege. Zwickte Melda die Augen zusammen, so schwamm das Ganze zu einer breiigen Masse, ein Konglomerat schmutziger, erdiger Farben. Wie bei Hochwasser, dachte sie, wenn der Main über die Ufer trat und Schlamm und Sand anspülte.

Wenn Mama das sähe! »Saustall«, würde sie sagen. »Aus dir wird nie was Vernünftiges.«

Melda fiel ein, was der Main letzte Woche noch so alles

preisgegeben hatte, und für eine kleine Sekunde schimmerte dort zwischen dem Unrat ein bleiches Gesicht, worüber die Maden krochen. Es war das Gesicht von Pfarrer Kunze.

Sie war geübt im Verdrängen von Schmerz und Gefühl, sie wandte den Blick von dem grässlichen Bild. Bestimmt war er selbst schuld an seinem Tod, der Pfaffe.

Im Vorbeigehen fand sie eine Plastiktüte. Mit spitzen Fingern sammelte sie ein Toastbrot mit Käfern hinein. Der Gestank, irgendwo zwischen Schimmel und Tod, trieb ihr Tränen in die Augen, sodass sie beschloss, öfter durchzulüften. Herr Großkurt, der Vermieter, hatte sich zu einem Gespräch angekündigt. In dieses Durcheinander konnte sie ihn unmöglich bitten, sonst würden sie nicht über Mieterhöhung, sondern gleich über Kündigung reden. Melda musste die Müllsäcke holen: ein seelischer Kraftakt.

In ihrer Tasche vibrierte das Handy, doch sie konzentrierte sich auf die Müllsacksuche. Der sanfte Summton steigerte sich zum Klingeln.

Jorgas rief: »Hast du was mit den Ohren, Mel?«

»Sei lieber still, Freundchen«, zischte sie. »Hörst du? Sonst esse ich die Schoki allein auf.«

»Wenn es wieder Luzifer ist ...«

»Was dann?«

»Kann ihn nicht leiden.« Es war erschreckend, wie klar Jorgas oft Meldas Gedanken aussprach. In letzter Zeit hielt sie nicht mehr so große Stücke auf den Hohepriester, das hieß, die Gefühle für diesen Mann wechselten. Noch gab es Zeiten, in denen sie Zärtlichkeit fühlte.

Sie machte noch einen Schritt und blieb Jorgas die Antwort schuldig. Was wollte Luzifer? Wollte er ein privates Treffen, oder hatte er ihr etwas Wichtiges, Gruppeninternes mitzuteilen?

Unterwegs klaubte sie die Grauwollene auf, die ihr leise maunzend um die Beine strich.

»Schtscht, Katze. Kriegst gleich dein Fresschen.«

Nach Meldas Trennung von Dimmi hatte Luzifer angefangen, ihr wieder Avancen zu machen. Wollte sie das? Sie sah ihn mit anderen Augen. Seit Walpurgis, letztes Jahr.

»Schoki«, bettelte Jorgas, und jetzt surrte auch noch das Festnetzgerät.

Melda zog den Kopf zwischen die Schulterblätter, spürte den schnelleren Herzschlag und wie sie die Finger tiefer in das Katzenfell krallte. Luzifer spielte schnell die beleidigte Leberwurst, wenn man ihn ignorierte. Sie zog das Handy aus der Hosentasche, noch bevor sie die nötigen Müllsäcke aus dem Hochschrank gleich neben der Tür holte und dann seitlich die Kühlschrantür wegen der Schokolade öffnete. Sekundenlang starrte sie das Display an wie einen Feind.

## Natalja

»Bürgerhospital Frankfurt, Innere Abteilung, Schwester Claudia am Apparat.«

»Na, sag mal«, grummelte ich. »Der Papst ist einfacher zu erreichen.« Ich hatte mich schier verzehrt vor lauter Sehnsucht nach der Mausestimme. Es war sieben Uhr durch, Claudia hatte gerade Pause. Ich ahnte, dass sie schon mal das eine oder andere Glimmstängelchen rauchte, vor dem Haupteingang der Klinik. Beim Stichwort Zigarette griff ich automatisch in die Tüte mit der Ersatzbefriedigung: Gummibärchen.

»Hi Allia. Nice, dich zu hören, das Flugzeug ist also noch heil.«

Haha, das Flugzeug! Piepmäuschenpiep. Es klang erfrischend unbekümmert. Ich konnte das Herzgesicht meiner kleinen Schwester vor mir sehen, die dunklen Rotweinlippen, die stets ein wenig fiebrig wirkten, während mein Blick über den offenen Aktenschrank gegenüber streifte.

»Was gibt es denn«, fragte sie, »mitten in der Nacht?«

»Alles und nichts«, erwiderte ich. Am Telefon besprach ich nicht gern meine Sorgen und Nöte, ich wollte ein persönliches Treffen und konnte warten, weil ich Claudias Rat schätzte. Obwohl sie die Jüngere war, musste ich ihr in Bezug auf Männer deutlich mehr Erfahrung zubilligen.

»Und wie geht es mir so, nach dem Urlaub? Und Mama? Ihr habt bestimmt geredet.«

Da war sie wieder: die Schwesternsprache. Wie geht es mir. Damit meinte sie *mich*. Und mir ging es beschissen. Nicht, weil mir der intensive Geruch der Tigerlilien auf meinem Schreibtisch Kopfschmerzen bereitete, sondern wegen Carlos.

»Mama«, fuhr ich fort, »richtet dir übrigens Grüße aus. Sie will zu uns ... na ja, so um den ersten Mai herum ...« Geno gurrte zustimmend. Ganz in Gedanken hatte ich das Kerlchen auf meiner Schulter ins Büro getragen, das sonst für es tabu war.

»Ach?«, fiepte Claudia. »Wieso vermiete ich nicht einfach mein Gästezimmer?«

Ich zuckte mit den Schultern, als könne sie es sehen. Die Süßigkeit brannte in meinem Rachen. Über Claudias Minderwertigkeitsideen mir gegenüber bezüglich Mama hatten wir schon öfter gerätselt und waren auf keinen grünen Zweig gekommen. Es ging wohl um so subtile Geschichten wie die Verteilung liebevoller Blicke, kleiner Streicheleinheiten mit einem zärtlichen Über-den-Schopf-Fahren oder das Geschenk eines mütterlich liebenden Lächelns. Es ging um das Leuchten in stolzen Mutteraugen. Claudia fand, dass sie weit schlechter dabei wegkam als ich.

»Du hältst doch eh nichts vom Laufen, no?«, sagte ich zu meiner Verteidigung.

Ich hörte sie noch schimpfen, wie viele Kilometer sie täglich in der Klinik ableistete und dass sie es verdient hätte, sich am Wochenende auf die Couch vor den Fernseher zu fläzen. »Und Mama will unbedingt in den Hessenpark und dann im Taunus spazieren gehen«, fügte ich an. Außerdem drehte Mama an ihrem Hochzeitstag allein in ihren vier Wänden in Friedrichsdorf-Burgholzhausen durch, seit Paps verstorben war. Alles erinnerte an ihn, auch wenn sie selbst nur noch den ersten Stock bewohnte, den sie nach dem Brand neu hatte hochziehen lassen.

An dieser Stelle hielt ich es für angebracht, das Thema zu wechseln. »Und du, Maus? Was hast du so gemacht die Tage? Was habt *ihr* gemacht, du und Mika?« Ich lachte auf. Das reizte auch den Grünen auf meiner Schulter zum Lachen. »Es ist doch noch Mika?« Eine berechtigte Frage. Claudia wechselte die Partner wie die Frisuren.

»Mika? Wieso Mika? Seit gestern heißt mein Schatz Tom.«

»Na bitte.«

»Erwischt«, lachte sie. »Du hast falsch gedacht. Mika ist aber so was von aktuell. Du, das könnte was Ernstes werden!«

Ich staunte Bauklötze.

»Ist nicht wahr?«

»Wir sind jetzt offiziell verlobt.«



»Claudi, Claudie. Ich muss mich sehr wundern. Du wirst doch am Ende nicht sesshaft?«

Sie seufzte. »Abwarten. Er ist wunderbar. Engt mich nicht ein.«

»Kunststück. Bei deinem Freiheitsdrang.«

»Und was treibt mein Liebblingsschwager so?« Nun, der Begriff des Liebblingsschwagers relativierte sich, wenn man bedachte, dass es nur diesen einen gab. Ich spürte, wie sich meine Schultermuskeln spannten und mein Lächeln irgendwie bitter wurde. Der gestrige Abend stand schlagartig vor mir. Der Abend und Roja.

»Treffen?«, lenkte ich ab. »Um zwölf im Café Mozart?« Das nostalgische Café in einer Parallelstraße der Frankfurter Zeil bot eine leckere Kuchenauswahl und duftende Crêpes und war für mich und mein Handicap in einer verlängerten Mittagspause ein passender Abstecher.

»Nice idea«, meinte Claudia. »Vielleicht ein andermal. Ich treffe Mika um zwölf, schlafen muss ich auch irgendwann. Bin total gerädert, in der Klinik ist zurzeit die Hölle los.«

»Die Hölle?«

»Ansonsten ist die Omi in Zimmer achtzehn ja echt eine Süße. Faselt gern von ihrem Sohn in Florida und so, Disneyland, Micky Maus. Ganz unterhaltsam.«

»Aber?«

»Hat ein Darmproblem. Und immer die Finger in der Windel.«

»Claudie, ich bewundere dich ...«

»Ich könnte dir Storys erzählen ...«

Oh ja, das konnte sie. Und sie erzählte reichlich während unserer Telefonate. Von Machos, die die einzige Krankenschwester auf der Station als persönliches Eigentum betrachteten, oder von Opas, die nachts aus der Klinik türmten, um auf Weltreise zu gehen oder sich wenigstens einen entspannenden Kurztrip in die Eroscenter der Frankfurter Kaiserstraße zu genehmigen. Ich hatte stets ein offenes Ohr. Irgendwo brauchte jeder seine seelische Müllhalde.

Im Hintergrund hörte ich ein Geräusch, als ob Bestecke klapperten.

»Stichwort Hölle«, fuhr Claudia fort. »Dazu fällt mir glatt die Wasserleiche ein.«

»Du meinst den Pfarrer? Wie hieß er gleich?«

»Keine Namen, bitte. Du hattest den doch nicht auf dem Tisch?«

Die Frage konnte sie sich selbst beantworten. Mein Institut im Herzen Oberursels war eine viel zu unbedeutende Klitsche für solch brisante Fälle. Mit Sicherheit hatten Heilmanns Bestattungen im Frankfurter Westend den Zuschlag gekriegt.

Ein Gummibärchen starb den Sekundentod.

»Er war mein Patient«, fuhr Claudia fort.

»Mit Darmproblem?«

»Nö. Nierenspende. An seine seltsame Schwester.«

»Seltsam?«

»Die Wortbedeutung ist: unkonventionell, fremdartig.«

»Herzlichen Dank, Frau Lehrerin.«

»Unkonventionell, genau. Sie erinnerte mich an Dana. Aber das Wunderliche scheint in deren Familie zu liegen. Wer wird denn schon freiwillig Pfaffe?«

Da lag mal wieder ein wunder Nerv von ihr blank. Über Religionen und Sekten, den Herrgott und sein Fußvolk hatten wir nächtelang diskutiert. Claudia war schließlich aus der Kirche ausgetreten. Ich bewunderte ihre Konsequenz. So wirklich war ich selbst von den jeweiligen Vereinen nicht überzeugt, doch ich redete mir ein, dass es sich für eine Bestatterin besser machte, wenn sie sich in puncto kirchliche Zeremonien auskannte. So blieb ich halbherzig der katholischen Kirche, auch mit meinen jährlichen Spenden für das Glockengeläut, erhalten.

»Erklärst du mir den Zusammenhang?«, bat ich Claudia. »Ich meine: Nierenspende mit Hölle.« Geno plusterte sein Köpfchen auf. Ich durfte ihn kraulen.

»Die Hölle, das sind die Polizisten. Schleichen seit Tagen auf meiner Station herum und gehen mir mit ihren Fragen gehörig auf den Zeiger.«

»Verstehe. War es Suizid bei dem Pfarrer?«

»Kommst du in die Acht?«, hörte ich die Stimme einer anderen Schwester.